

Patricia Shaw

# Ruf des Regenvogels

Ein Australien-Roman

Aus dem Englischen  
von Karl-Heinz Ebnet

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 1994 unter dem Titel  
»The Cry of the Rainbird« bei Headline Publishing, London.

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)**

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat und Sie auf der Suche sind nach  
ähnlichen Büchern, schreiben Sie uns unter Angabe des Titels  
»Ruf des Regenvogels« an: [frauen@droemer-knaur.de](mailto:frauen@droemer-knaur.de)



© 1994 Patricia Shaw

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2000 Schneekluth

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: © Gettyimages/Artie Photography (Artie Ng);  
wsfurlan; © Corbis/Image Source

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-21381-0

## 1. KAPITEL

Über den grauen Straßen hing ein dunkler, finsterer Himmel, rußiger Schneeregen fegte über die eilende Menschenmenge hinweg und ließ die Londoner, die ihre Ohren gegen die beißende Kälte verpackt hatten, eiligst schützende Unterstände aufsuchen. Corby Morgan schlitterte über das schmierige Pflaster und kämpfte mit seinem Regenschirm. Er war verärgert, dass er keine Pferdedroschke gefunden hatte, fürchtete zu spät zu kommen und wusste, dass sein Vater die Tür öffnen und sagen würde: »Wie immer zu spät, Corby!«

Als er um eine Ecke bog, hinein in eine heftige Windböe, blähte sich sein Schirm nach außen, zersprungene Stangen und schwarzes Tuch flatterten und schlugen wie eine übel zugerichtete Krähe. Während er versuchte, den Schirm wieder zusammenzulegen, grinsten abgehärmte Gesichter und freuten sich an seiner misslichen Lage, als sei er ein zu ihrem Vergnügen bestellter Spaßmacher. Corby errötete vor Verlegenheit. Er warf das nutzlose Gerät weg, mit grimmiger Befriedigung nahm er wahr, dass es zur Strafe unter den Rädern einer Kutsche zermalmt wurde. Ihm war kalt, er fühlte sich schlecht und durchnässt überquerte er die Straße zur Luton Street, auf dem Weg zum wichtigsten Treffen seines Lebens.

Corby Morgan, so sagte man, war nichts weiter als ein Träumer, einer jener desillusionierten jungen Engländer, die sich nach der sonnenüberfluteten, romantischen Lieblichkeit der Südsee sehnten, nach Utopia – ein Wahn, der offenbar viele von diesen verdorbenen Cambridge-Absolventen ergriff, für die das Gras immer irgendwo anders grüner war, sei es nun in Italien, Spanien oder, wie in seinem Fall, im Südpazifik. Genauer: in einer tropischen Idylle namens Trinity Bay.

Aber das stimmte nicht. Er biss die Zähne zusammen und bahnte

sich seinen Weg. Er und Roger McLiver hatten diesen Schritt mit größter Sorgfalt vorbereitet und geplant. Sie hatten nicht die Absicht, ihr Leben und ihre Investitionen an einem öden Strand zu vergeuden. Sie hatten einen Ort gesucht, wo sie Geld verdienen und das gefällige Leben eines Gentlemans genießen konnten. Und, bei Gott, sie hatten ihn gefunden! Corby erinnerte sich noch gut an ihren Jubel, als Roger mit dem Zeitungsausschnitt der *Times* zu ihm kam. Genau das war es, wonach sie gesucht hatten! Sie waren so aufgeregt, dass sie zwei Flaschen Champagner tranken, bevor sie eine Antwort verfassten. Und selbst dann waren sie vorsichtig, vernichteten den ersten Brief und bekundeten in einem zweiten lediglich ihr Interesse, statt sich von ihrem Enthusiasmus mitreißen zu lassen, was den Besitzer nur zu einem höheren Preis und Betrügereien veranlassen konnte.

Mit derselben Vorsicht hatten sie dann die angebotene Zuckerplantage in der Trinity Bay im Norden von Queensland, im fernen Australien, gekauft. Obwohl keiner von ihnen die Antipoden jemals gesehen hatte, konnten sie durch informierte Bankleute telegrafisch Näheres in Erfahrung bringen. Man antwortete ihnen, dass Providence in der Tat eine etablierte Plantage unter renommierter Leitung und mit stabilen Exportzahlen war, nicht eine dieser Gelegenheiten, die von allen möglichen Gaunern angeboten wurden und schnelles Geld versprochen.

Bis gestern war alles unter Kontrolle gewesen. Allmächtiger Gott, er und Jessie hatten bereits gepackt, waren reisefertig, und dann das! Roger, sein Freund, sein Partner, hatte sein Wort gebrochen! Hatte ihn fallen gelassen.

»Zum Teufel mit seinen Gründen!«, murmelte Corby, während er seine behandschuhten Hände zusammenschlug. »Seine Frau und ihre Familie! Zur Hölle mit ihnen allen! Es wird ihm noch Leid tun. Zuckerplantagen in dieser Gegend werfen eine Menge Geld ab. Ich werde ein reicher Mann sein, während er noch immer in London am Rockzipfel seiner Frau hängen wird. Wenigstens unterstützt mich Jessie«, seufzte er. »Meine Frau hat genügend Verstand, um sich diese goldene Gelegenheit nicht entgehen zu lassen. Ich werde nicht aufgeben.«

Das war ein beunruhigender Gedanke. Er hatte keine andere Möglichkeit. Er hatte Abschied genommen, die Wohnung gekündigt, den Agenten bezahlt und den Vertrag unterzeichnet. Rogers Anteil am Unternehmen hatte genau die Hälfte betragen. Da Corbys Mittel für den Kauf aufgewendet worden waren, wurde die andere Hälfte nun dringend für die Überfahrt, den Transport der Güter und für erste geschäftliche Ausgaben benötigt. Man hörte oft genug, dass Gentlemen Unternehmen erwarben und innerhalb weniger Monate scheiterten, weil ihnen Kapital für unvorhergesehene Aufwendungen fehlte. Corby hatte sichergestellt, dass ihm das nicht passierte. Sie besaßen nun die Plantage und er hatte sich auf Rogers Investition verlassen, um finanziell bis zur nächsten Ernte über die Runden zu kommen. Aber nun war der Eigentümer von Providence völlig blank! Welch ein Abgang für Mr. und Mrs. Corby Morgan, Besitzer eines riesigen Anwesens, wenn sie die drei Monate nach Trinity Bay auf dem Zwischendeck verbringen sollten.

»Das Fell zieh ich ihm über die Ohren!«, stieß Corby hervor. Sein Gesicht war nass vom Regen. »Sir!«, rief eine Dame, die ihm entgegenkam, schockiert und stieß ihn zur Seite.

»Und Ihnen auch!«, gab er zurück. Verdammte! Er hatte über Wichtigeres nachzudenken als diese hochnäsigen Damen. Wochenlang hatte er sich Sorgen gemacht, weil Roger seinen Anteil nicht aufbrachte, und den Freund bei seinem Vater dafür entschuldigt. »Er wird es aufbringen. Man kann sich auf ihn verlassen, es gibt nur einige Verzögerung bei der Überweisung der Mittel.«

»Scheint mir eher eine Verzögerung seitens der Gattin zu sein, die nicht recht mitzieht«, hatte Colonel Chester Morgan gegrummelt.

»Sie hat nichts damit zu tun.«

»Oho, mein Junge! Unterschätze die kleine Frau nicht. Du hättest dein Geld auf der Bank haben sollen, bevor du deines über Bord geworfen hast.«

»Ich habe es nicht über Bord geworfen. Mir gehört das Anwesen, und Eure Moralpredigten brauche ich nicht. Ich weiß, was ich tue.«

»Wenn du so genau weißt, was du tust, und scharf auf einen Bauernhof bist, dann hättest du diese Schaffarm in Surrey kaufen sollen.«

»Eine Plantage ist kein Bauernhof, Sir.«

»Es ist das Gleiche. Man bestellt die Erde, ist auf das Wetter angewiesen und von Bediensteten abhängig, die heutzutage nicht mehr wissen, wo ihr Platz ist.«

Verzweifelt hatte es Corby seinem Vater zu erklären versucht: »Das ist das Schöne an meiner Plantage. Sie liegt in den Tropen, es gibt also keine Probleme mit dem Wetter, mit Frost und Schnee – in den Tropen ist das Wetter immer gleich. Und auf den Feldern arbeiten Eingeborene zu ihrem eigenen Unterhalt. Weiße können in dem Klima nicht arbeiten. Australien besitzt eine große Eingeborenenpopulation, die zur Arbeit wie geschaffen ist.«

»Wenn sie dir nicht einen Speer in den Leib jagen.«

»Sir, ich möchte mit Euch nicht streiten«, hatte Corby schließlich gesagt, »aber ich will noch einmal darauf hinweisen, dass Providence nur eine von vielen Zuckerplantagen in Queensland ist, die alle mit hervorragenden Ergebnissen Eingeborene beschäftigen.«

Und nun ... stand Corby im Begriff, seinen Vater um Hilfe zu bitten. An wen sonst konnte er sich wenden? Er hoffte, dass Jessie rechtzeitig gekommen war. Der Colonel mochte sie, sie kamen gut miteinander aus. Corby hatte ihr die Aufgabe übertragen, ihm von Rogers Rückzug zu berichten.

Corby litt bereits jetzt unter der anstehenden Demütigung. Es war leichter, wenn ihm Jessie das Terrain bereitete. In der Zwischenzeit hatte er versucht, Freunde zur Teilnahme an dem Unternehmen zu überreden. Er blieb nicht ohne enthusiastische Reaktionen, aber keiner von ihnen besaß das notwendige Geld. Niemals würde er Roger seinen Verrat verzeihen. Niemals!

Als er den Salon betrat, stand sein Vater am prasselnden Kamin, in der Hand ein Glas Brandy, und grinste wie eine Cheshire-Katze.

»Wie immer zu spät, Corby.«

Jessie kam besorgt auf ihn zu und nahm ihm den Mantel ab.

»Liebling, du frierst ja. Komm ans Feuer, sonst holst du dir noch den Tod.«

»Unannehmlichkeiten«, intonierte eine Stimme aus dem tiefen Lehnstuhl. »Immer Unannehmlichkeiten.«

Jessies Vater! Lucas Langley! »Was macht er hier?«, flüsterte er seiner Frau zu. Ihr bärtiger, exzentrischer alter Vater war der Letzte,

den er jetzt brauchen konnte. Chester Morgan konnte ihn nicht ausstehen. Er, der zackige pensionierte Offizier mit seinem Schatz an ehernen Überzeugungen, hatte nicht viel übrig für Professor Langley, der, wenn er etwas zu sagen hatte, immer anderer Meinung war. Corby hegte keine Abneigung gegen den alten Mann; er war ihm schlicht gleichgültig. Nur jetzt nicht, da er als störendes Element Corbys Chancen, dem Colonel die so dringend benötigten Gelder zu entlocken, nur schmälerte. Widerwillig warf er seinem Schwiegervater einen Gruß hin und wandte sich dann an Chester und die zu erwartende Bußpredigt.

Sein Vater enttäuschte ihn nicht. »Schwierigkeiten mit euch jungen Kerlen, die ihr glaubt alles zu wissen.«

Corby ignorierte die Eröffnung und schenkte sich einen Brandy ein, um die notwendige Demütigung besser ertragen zu können. Er würde betteln, wenn es denn sein musste, aber bis er dieses Stadium erreichte, bedurfte es noch einiger vernichtender Kommentare. Im Augenblick hasste er seinen Vater. Er hasste ihn und sein dank des Familienvermögens und einer unbedeutenden Karriere in der Armee verhätschertes und selbstzufriedenes Leben.

Der Colonel hatte sich niemals um Geld kümmern müssen. Er ließ es sich gut gehen, besaß diese Wohnung in der Stadt, einen angenehmen Landsitz und seinen gottverdammten Club. Sein Sohn hatte eine kleine Erbschaft von einem Onkel erhalten, deren Reste für Providence aufgebraucht worden waren. Corby hatte Chester immer bitten müssen, wenn er Geld brauchte; niemals hatte er freiwillig einen Penny herausgerückt – schließlich würde sein Sohn sowieso alles erben, wie er behauptete. Oder das, was davon noch übrig war, wie er gerne hinzufügte.

Corby fürchtete, sein Vater könnte hundert Jahre alt werden und ihm nur Rechnungen und Schulden hinterlassen.

»Es war ein schwerer Schlag für mich«, sagte er traurig. »Kaum zu glauben, dass ein Gentleman wie er mich so hängen lässt. Roger hat meine Pläne zunichte gemacht.«

»Ach ja.« Chester lächelte affektiert. »Du hast immer die Schuld anderen zugeschoben. Immer der andere. Niemals du selbst. Hab ich dir nicht gesagt, du sollst ihn festnageln? Hab ich dich nicht

schon vor einem Monat gewarnt, dass du dich nicht auf ihn verlassen kannst, dass er schon beim ersten Kanonendonner in Deckung gehen wird? Aber hast du auf mich gehört? O nein! Und nun hat dich dein Kumpel verlassen, und du stehst mit einer Plantage da, die wahrscheinlich keinen Fingerhut wert ist und hast kein Geld, um sie zu betreiben. Hast du überhaupt noch etwas, oder hast du alles den Antipoden in den Rachen geschmissen?»

»Ich habe etwas Geld, Sir.«

»Heraus mit der Sprache. Wie viel? Auf den Penny.«

»Wir haben etwas Geld«, sagte Jessie ruhig. »Ich besitze zweihundert Pfund als Notgroschen.«

Chesters Monokel strahlte. Er genoss seine Position. »Ah, schön. Das bringt euch wahrscheinlich um das Kap nach Tasmanien und vielleicht nach Sydney. Und was dann? Habt ihr vor den Rest des Weges zu Fuß zu gehen?«

Der Professor fuhr mit seinem Pfeifenkopf durch die Luft und verkündete: »Vom Kap über den Indischen Ozean zur Torresstraße und dann nach Süden zur Trinity Bay.«

»Was ist das?«, fragte Chester herausfordernd.

»Ihre Route«, murmelte Lucas. »Die Zuckerroute.«

»Nun, wie auch immer«, tat ihn Chester ab. »Es ändert nichts an der Tatsache, dass du dich hast übers Ohr hauen lassen, Corby. Du kannst dir das Unternehmen nicht leisten, sag also dem Agenten, er soll die Plantage schleunigst verkaufen und dann rechne deine Verluste ab.«

»Nein«, sagte Corby und versuchte ruhig zu bleiben. »Ich kann es mir nicht leisten, mir diese Gelegenheit entgehen zu lassen. Ihr könnt es Euch leisten, Vater. Warum wollt Ihr nicht als mein Partner einsteigen? Ihr werdet es nicht bereuen, das verspreche ich.« Das war der Satz, auf den sich sein Vater stürzen würde, aber er hatte keine andere Wahl.

»So. Jetzt brauchst du also für dein verrücktes Projekt mein Geld. Warum sollte ich meinen Sohn darin unterstützen, sich in der Südsee auf die faule Haut zu legen? Denn so enden sie doch alle.«

»Ihr bringt da einiges durcheinander«, rief Corby. »Das ist nicht die Südsee. Es ist eine zivilisierte britische Gemeinschaft.«



»Zivilisiert? Ich nenne sie dekadent. Ich weiß, worauf du aus bist. Du wolltest noch nie arbeiten.«

»Aber Ihr?

»Ich habe mich immer der Disziplin untergeordnet. Ich kann dich förmlich vor mir sehen, wie du mit einem weißen Hut auf dem Kopf in einer Hängematte liegst und deine Aborigines anbrüllst.«  
Der Professor schaute auf und blinzelte. »Auf den Plantagen in Queensland gibt es keine Aborigines die arbeiten. Überhaupt nicht.«

Corby und sein Vater blickten sich an. Hier zumindest stimmten sie überein. Der alte Gentleman war senil, er wusste nicht, wovon er redete. Jeder wusste doch, dass auf den Plantagen die Eingeborenen arbeiteten.

Jessie kam Lucas zu Hilfe. »Es ist spät, Vater. Wir bringen dich bald nach Hause.«

Corby holte tief Luft. »Ich bitte Euch, Colonel, lehnt nicht ab. Ich bin so nahe dran. Ich brauche mindestens zweitausend Pfund. Roger wollte dreitausend aufbringen, aber zweitausend reichen. Ich weiß es. Ich biete Euch eine fünfzigprozentige Beteiligung für ein Drittel weniger, als Roger zahlen wollte.«

»Billiges Geld gibt es nicht«, erwiderte Chester. »Nur verzweifeltes. Und verzweifeltes Investitionen sind gefährlich. Nein, deine Mutter und ich müssen leben, wir können es uns nicht leisten, unser gutes Geld zum Fenster hinauszwerfen.«

»Wie könnt Ihr mich ablehnen?«, schrie Corby. »Ihr bringt mich um! Ich verliere alles!«

»Dann hättest du besser auf mich hören sollen. Beende dieses Schlamassel und dann helfe ich dir vielleicht mit der Schaffarm.«

»Ich will diese verdammte Schaffarm nicht!«

Der Professor zog an Jessies Ärmel. »Sag deinem Ehemann, dass wir investieren.«

»Wir?«, fragte sie verwirrt.

»Ja.« Er lächelte und befeuchtete seine rosafarbenen Lippen. »Wir übernehmen zu dem von ihm genannten Preis die halbe Beteiligung.«

»Aber Vater, das kannst du dir nicht leisten.«

»Ich kann die Summe aufbringen«, flüsterte er.

Jessie war entsetzt; ihr Vater machte sich zum Narren und, schlimmer noch, mischte sich in die Probleme des armen Corby ein. Ein weiteres Beispiel der spontanen Herzlichkeit ihres Vaters, die mehr für sein Gefühl als für seinen Verstand sprach. Es war bekannt, dass er einem Bedürftigen seine Stiefel überließ und dann, ohne sich darüber Gedanken zu machen, in seinen Socken nach Hause kam. Eine Zeit lang hatte er Wilderer zum Sonntagsessen eingeladen. Es stand nicht zu erwarten, dass er als Botaniker Corbys finanzielle Transaktionen begriff, aber es war nett von ihm das Angebot zu machen. »Keine Sorge, Vater, Corby wird es schon hinkriegen.« Seine Augen waren traurig. »Ich bin noch nicht tot, Jessie. Aber seit dem Tod deiner Mutter scheint mich jeder abgeschrieben zu haben. Sie setzen mich in Stühle, die nach Westen zeigen, und alle warten auf meinen Sonnenuntergang. Sieh, das ist auch meine Chance.«

Jessie empfand Schuldgefühle. Sie wusste, dass ihre achtzehnjährige Schwester Sylvia sich nur ungern um ihren Vater kümmerte, seitdem Jessie das Zuhause verlassen hatte. Sylvia konnte kalt und hart mit ihm sein, aber als verheiratete Frau konnte Jessie wenig dagegen tun – hin und wieder konnte sie Sylvia vorsichtig zu verstehen geben, ein wenig mehr Geduld mit ihm aufzubringen; Kommentare, die allerdings wenig geschätzt wurden und die Situation wahrscheinlich nur verschlimmerten. Er wurde lebhafter. »Sag es ihnen!«, insistierte er. »Das ist meine Chance, Australien zu sehen. Ein neues Leben zu beginnen.«

»Du willst mitkommen?« Jessie war erstaunt.

»Ich hatte gehofft, dass du mich fragst, aber jetzt kann ich mich einkaufen. Ich werde gebraucht. Es gehört kein mathematisches Genie dazu sich auf diesen Handel einzulassen. Sag ihm, dass wir das Angebot annehmen.«

Jessie zögerte noch immer. Aus ihm sprach der Brandy. Aber als der Konflikt zwischen Corby und dem Colonel in eine drückende Stille mündete, griff er ein. »Mr. Jess«, sagte er – eine Bezeichnung, die ihren Ehemann aufbrachte –, »kann ich mit Ihnen einige Worte wechseln?«

Bestürzt war Corby gezwungen seinen Schwiegervater als Partner zu akzeptieren. Und dies im Angesicht des Colonels und seines amüsierten Spottes: für Chester Beweis genug, dass sein Sohn den letzten Strohalm ergriff um sich nur tiefer in den Bankrott zu stürzen. Auch Corby war verärgert, dass Lucas, der alte Schurke, die Situation ausgenutzt hatte. Es zeugte von verdammt schlechten Manieren sich in eine private Unterhaltung einzumischen und dann die gleichen Bedingungen und mehr zu fordern. Wäre es Corby gelungen seinen Vater zu überreden, dann wäre er als stiller Teilhaber in England geblieben. Nun überließ er dem alten Trottel halb Providence zu einem niedrigen Preis, und er hatte auch noch vor mitzukommen. Wenn, dann war er nur ein weiteres Maul, das durchgefüttert werden musste; Corby hatte bereits beschlossen, sich jede Einmischung seitens des Professors zu verbitten.

Sobald es ihm möglich war, setzte er Jessie und ihren Vater in eine Droschke und schickte sie fort um sich und seine Gedanken zu sammeln.

Eine warme, laute Taverne bot ihm Zuflucht. Er fand eine schummrige Ecke, nach einigen Gläsern milderte sich seine Mutlosigkeit. Vielleicht war es möglich, dass Jessie den alten Jungen dazu überreden konnte das Richtige zu tun. Wenn er zweitausend aufreiben konnte, dann konnte er auch dreitausend aufbringen und den vollen Preis zahlen – wie es sich für einen Gentleman gehörte. Ja, das musste möglich sein. Aber da war noch diese andere Sorge. Corby war verärgert über Rogers Rückzug, aber es machte ihn auch sehr nervös alleine zu reisen. Er hatte sich auf die Erfahrung seines Freundes verlassen, der zuletzt das große Anwesen seines Onkels im Norden verwaltet hatte. Corby hatte in dieser Hinsicht mit nichts anderem zu tun gehabt als einem Ententeich. Schon gut, dass ihm Roger seine Notizen und Bücher über Zuckeranbau gegeben hatte – gute Lektüre für die Reise, hatte er gesagt. Aber das war nicht der Punkt. Tief im Inneren hatte Corby gehofft das Leben eines Gentlemans und Plantagenbesitzers zu genießen und Roger alle Entscheidungen zu überlassen. Nun aber lastete alle Verantwortung auf ihm; er spürte, wie sich leise Panik in ihm breit machte.

Als er aus dem King's Arms herausschwankte, hatte er sich an den Gedanken gewöhnt, dass statt zweier begeisterter Ehepaare sich ein Trio nach Trinity Bay aufmachen würde – er, Jessie und der alte Schmarotzer Lucas Langley. Fast wünschte er sich, die beiden zurücklassen zu können. Es gefiel ihm ganz und gar nicht, dass ihm wieder ein Elternteil über die Schultern blickte, nun, da er endlich dem abschätzigen Blick des Colonels entkommen war.

Aber das war nicht alles. Er hatte auch Sylvia vergessen. Nicht, dass sie sich bereitwillig auf die Reise begeben hätte.

»Ich kann nicht glauben, dass du mir das erzählst«, schrie sie Jessie an. »Du hast Vater dazu gebracht euch sein Geld zu geben, um deinem Mann aus der Klemme zu helfen!«

»So war es nicht«, sagte Jessie. »Er will mitkommen. Es ist wichtig für ihn.«

»Ach ja? Und was soll mit mir geschehen? Jeden Penny, den er hat, steckt er in diesen Wahnsinn. Wo soll ich wohnen, wenn er das Haus verkauft?«

Jessie versuchte sie zu beruhigen. »Nimm es dir nicht so zu Herzen, Sylvia. Du glaubst doch nicht, dass wir ohne dich fahren? Stell dir nur vor, was alles vor uns liegt ... eine wundervolle Seereise und dann unser eigenes Anwesen in einem schönen Klima. Du wirst es wunderbar finden.«

Dieser Gedanke war Sylvia noch nicht gekommen. »Du willst, dass ich mitkomme? Dass ich London verlasse und in der Wildnis lebe?« Sie brach in Tränen aus. »Ich habe immer gesagt, dass du der egoistischste Mensch auf der Welt bist, und nun weiß ich, dass ich Recht hatte. Du würdest alles tun, wenn es nur in deinen Kram passt. Ich werde nicht mitkommen! Nein!«

»Ich fürchte, du hast keine andere Wahl«, sagte Jessie ruhig. »Es tut mir wirklich Leid, dass dich das alles so trifft. Aber versuch doch, die positive Seite zu sehen. Es wird dir gut gehen, und Corby sagt, dass wir viel Geld verdienen werden. Du kannst immer wieder auf Besuch hierher zurückkommen, und außerdem weißt du noch gar nicht, wen wir auf unserer Reise alles kennen lernen werden.«

»Ich weiß, was ich kennen lernen werde. Schwarze und Schlan-

gen.« Sylvia weinte heftig. »Ich werde nicht zulassen, dass du mein Leben ruinierst. Vater muss wieder zur Besinnung kommen. Er ist zu alt für so was!«

Sylvias Flehen und Betteln war umsonst. Der Professor nahm kaum Notiz von ihr, außer dass er ihr auftrag, Moskitonetze mit in die Seekisten zu packen. Er war viel zu sehr damit beschäftigt seine Bücher zu sortieren und Listen anzulegen; für ihn war das alles eine faszinierende botanische Exkursion.

Enttäuscht machte sich Sylvia ans Packen, widersetzte sich Jessies Angebot, ihr zu helfen, und am Tag der Abreise ging sie mit ihnen an Bord der Brigg Caroline und begab sich unverzüglich in ihre Kabine um zu schmollen. Der Professor, der seinen Kopf kurz hineinsteckte, missdeutete ihre Stimmung völlig. »Ah, mein Mädchen. Ich sehe, du bist gut untergebracht.« Und fort war er um das Schiff zu erkunden.

Für Jessie allerdings war es das aufregendste Ereignis ihres Lebens, ein Tag, den sie niemals vergessen wollte.

Unter ihnen hob und senkte sich die dunkelgrüne See, über ihnen wölften sich die Segel wie wilde Schwingen, die sie zu einem neuen und wundervollen Leben trugen. Sie klammerte sich an Corbys Arm und betrachtete sein gut geschnittenes Gesicht. Noch immer befand sie sich im Zustand der Euphorie, dass sie dieser Mann, den sie so sehr liebte, geheiratet hatte. Im ersten Jahr ihrer Ehe hatten sie sich Sorgen gemacht, da Corbys Kapital mit alarmierender Geschwindigkeit zusammenschmolz und sie nicht wussten, wie sie überleben sollten. Aber sie hatte Vertrauen in ihn. Jessie konnte seinen Widerwillen verstehen, sich an Handelsgeschäften zu beteiligen und sie verstand seine Weigerung, sich wie ein gewöhnlicher Arbeiter nach Beschäftigung umzusehen. Ewig dankbar war sie, dass er es abgelehnt hatte, in die Armee einzutreten. Sie hatte gewusst, dass er es irgendwie schaffen würde. Und als er und Roger mit dieser wunderbaren Idee der Zuckerplantage nach Hause kamen, hatte Jessie mit ihnen gefeiert. Später in jener Nacht konnte sie dann auch, da ihre Probleme ja nun gelöst waren, Corby ihre Neuigkeiten mitteilen; dass sie ein Kind in sich trug.

Er freute sich. »Schau! Alles fügt sich zusammen. Wir werden un-

sere Plantage haben, ein großes Anwesen, und einen Sohn, der den Familiennamen weiterträgt.«

»Und wenn es ein Mädchen ist?«

»Nein, du musst einen Sohn haben. Ich habe gehört, wenn du dich nur darauf konzentrierst, dann kannst du das entsprechende Geschlecht hervorbringen.«

Jessie hatte gelacht, obwohl sie wusste, dass er es ernst meinte. Nun, als Wind aufkam und die Segel sich blähten, wickelte sie sich fester in ihren dicken Umhang.

»Wie fühlst du dich?«, fragte er sie.

»Wunderbar.« Sie lächelte. »Einfach wunderbar.«

»Das ist ein guter Anfang. Einige unserer Mitpassagiere sehen bereits ziemlich grün aus. Übrigens habe ich über den Namen unseres Sohnes nachgedacht. Wir werden ihn Bronte nennen. Bronte Wilcox Morgan, nach meinem verstorbenen Onkel.«

»Wie du wünschst, mein Lieber.« Sie küsste ihn. Sie war viel zu glücklich um ihn nun belästigen zu wollen. So waren die Männer, nahm sie an. Immerhin konnte sie nun, nur für den Fall, einen Mädchennamen aussuchen.

## 2. KAPITEL

Der schäbige Hafen von Cairns in der Trinity Bay kam niemals zur Ruhe. Das Äußerste, was er erlaubte, war ein gelegentlicher Schlummer. Und das um drei Uhr nachmittags, wenn sich die Europäer der drückenden Hitze hingaben und die Chinesen, nun vor Anfeindungen geschützt, leise und eilig ihre Besorgungen machten. Aber die Morgendämmerung war wie ein Tollhaus. Beim ersten Anzeichen von Licht begannen die bis dahin in den hohen, weitausladenden Palmkronen verborgenen Vögel zu singen, dann pfffen die Honigfresser, es erwachte unaufhörliches Gezwitschere, Singvögel fielen mit ihren flötenden Tönen ein, bis, wie ein verrückter Bläserchor, die Papageien einstimmten – alle Arten von Papageien, von den Buntsittichen und Kakadus bis zu den Tausenden bunter Loris – und der Lärmpegel sich zu einem ohrenbetäubenden Kreischen steigerte.

Und das waren nur die Hintergrundgeräusche. Mike Devlin wälzte sich unruhig in seinem Bett in dem völlig zu Unrecht so genannten Palace Hotel. Die Vögel gehörten zum Leben im Norden, er hörte sie kaum noch, aber was er hörte, waren die Schreie und Flüche der nächtlichen Krakeeler, die aus den Bars und Bordellen wankten.

»O Gott«, murmelte er, drehte sich auf die andere Seite, um noch etwas Schlaf zu erhaschen, als Schlägereien ausbrachen, Frauen aufschrien und fluchten und eine zornige Gattin ihren Mann beschimpfte. Pferde schnaubten und wieherten und wirbelten Staub auf, während sie sich in den Straßen aufbäumten, Staub, der die heiße Luft noch mehr verdickte und der sich dem Gestank frischen Pferdedung und den allgegenwärtigen Ausdünstungen der weitläufigen Mangrovensümpfe von Trinity Bay hinzufügte.

»Ebbe«, kommentierte er grimmig. Der Gestank war noch schlimmer, wenn die schlammigen Abfälle zum Vorschein kamen.

Er hörte einige Schüsse, aber nicht einmal das brachte ihn in Bewe-

gung. Betrunkene, denen der Zeigefinger locker saß, waren nichts Ungewöhnliches in dieser Ecke – Goldschürfer, Seeleute, Viehtreiber und Pflanzer waren raue Menschen. Er fragte sich, ob diese Stadt im Grenzland wohl jemals zur Ruhe kommen würde. Früher oder später musste sie es, ging es ihm durch den Kopf. Providence, die Plantage, die er verwaltete, war von diesem Hafen abhängig.

Der Lärm draußen nahm zu; verschlafen beugte er sich über die Veranda um auf die Straße hinabzublicken. Er war noch immer nicht sonderlich interessiert – es war noch nicht Sonntag. Da Sonntag ihr einziger freier Tag war, kamen Samstagabend wagenweise Kanaka in die Stadt. Betrunkene stellten sie ein wirkliches Problem dar. Meistens gelang es Mike, seine Arbeiter zu überreden zu Hause zu bleiben, aber wenn sie darauf bestanden, die »hellen Lichter« zu besuchen, dann hatte er keine rechtliche Möglichkeit, sie davon abzuhalten. Alles, was er tun konnte, war, Sonntagabend einen Wagen zu schicken, der die »Leichen« wieder aufsammlte; die meisten der armen Dummköpfe tranken sich bewusstlos.

»Was ist los?«, schrie er den Männern unter ihm zu.

»Ein Aufruhr!«, brüllte einer. »Ein Aufruhr im alten Lagerhaus.«  
»Großer Gott!« Er zog hastig seine Kleider an und rannte die wackelige Nebentreppe hinab und zum Kai. Der Schuppen war die erste Station für die neu eingetroffenen Kanaka, hier wurden sie von den Einwanderungsoffizieren registriert und ihre Namen aufgezeichnet. Immer eine verwirrende, manchmal auch lustige Prozedur, denn die wilden Kerle kamen hier zum ersten Mal mit europäischer Kleidung in Berührung: mit Hosen, Hemden, Stiefeln und Hüten. Die meisten von ihnen hatten vorher lediglich einen Lendenschurz getragen, ihr Kampf mit den Kleidern war daher für die Zuschauer und selbst für die fröhlichen Insulaner ein großes Vergnügen. Sogar die Unglücklichen, die entführt worden waren, fanden bei den scheinbar chaotischen Vorgängen einigen Spaß.

Und verwundert starrten sie um sich, wenn sie zum ersten Mal ein Dorf der Weißen erblickten. Alles setzte sie in Erstaunen, besonders die Pferde. Mit einem Dolmetscher an ihrer Seite standen sie



aufgereiht und warteten, bis die Beamten sorgfältig Datum und ihren Bestimmungsort notierten. Nach dem Gesetz waren die Pflanzer verpflichtet sie nach genau drei Jahren wieder auf ihre Heimatinseln zurückzuschicken. Die Zeitspanne sorgte oft für Probleme, denn viele der Freiwilligen waren nicht in der Lage zwischen Monden und Jahren zu unterscheiden. Drei Monde fort zu sein war für viele ein Abenteuer, wenn sie aber herausfanden, dass sie sich für drei Jahre verkauft hatten, regten sie sich verständlicherweise auf. Furcht und Verzweiflung waren die gewöhnlichen Reaktionen – niemals aber Aufruhr.

Als Mike sich dem Schuppen, einem ehemaligen Lagerhaus, näherte, schien der plötzliche Aufstand mehr oder weniger niedergeschlagen zu sein. Übel zugerichtete Männer, Seeleute und Beamte wanderten verwirrt am Kai herum, ihre Köpfe und Hemden waren mit Blut bedeckt. Einige Insulaner krümmten sich unter den Schlagstöcken der Polizisten, Blut floss aus Kopfwunden und drei Soldaten bewachten mit Gewehren die Tür des Schuppens. Drinnen hämmerten die Eingeborenen noch immer gegen die Wellblechwände.

»Was zum Teufel ist passiert?«, fragte Mike den Agenten Jock Bell.

»Woher soll ich das wissen«, gab Bell verärgert zurück. Sein vom Whisky gerötetes Gesicht war noch fleckig von der Anstrengung.

»Wir haben sie gerade aussortiert, als sie Amok liefen.«

»Haben die Alkohol da drin?«

»Soweit ich weiß, nicht.«

»Es ist Ihre Aufgabe, das zu wissen«, sagte Mike wütend. »Ich habe gestern dreißig von den Jungs angeheuert und erwarte, sie in einem Stück zu bekommen, nicht zerschlagen und durchgeprügelt. Wo ist Captain King?«

»Noch immer an Bord. Hat sich ein Fieber eingefangen.«

Mike stürmte zu einem der Einwanderungsbeamten hinüber. »Was ist los, Charlie?«, rief er ihm durch das Getöse hindurch zu.

Charlie saß schwer auf einer Kiste und rieb sich seinen Nacken.

»Einer der verdammten Hunde hat mir einen Schlag verpasst, hätte mir fast das Genick gebrochen.«

»Warum?«